

Die ganz normale Vielfalt

Behinderte Kinder sollen an jeder Schule lernen können. Der Erstklässler Tilman probiert aus, ob das funktioniert VON PHILIPPRIEDEL

Montagsmorgen. Blondschof Tilman steht vor der Haustür und wartet auf sein Taxi. Sein Freund Ludwig sitzt schon drin. »Hallo, Ludwig!«, ruft Tilman fröhlich und steigt ein. Dann steht das Taxi wie jeden Morgen im Stau. Auch einige Autos vor ihnen bringen Kinder von ihrem Wohnort in eine weiter entfernte Schule. Kinder wie Tilman und Ludwig, die aufgrund einer Behinderung meist auf Förderschulen geschickt werden. Die beiden Jungen sind mit dem Downsyndrom zur Welt gekommen. Ihre Eltern wollten trotzdem, dass sie auf einer ganz normalen öffentlichen Grundschule lernen, gemeinsam mit Kindern, die keine Behinderung haben. Ein Dreivierteljahr hat es gedauert, bis sie ihr Ziel erreicht haben, ein Dreivierteljahr, ausgefüllt mit unzähligen Telefonaten, E-Mails und Gesprächen mit Gleichgesinnten, Lehrern, Kommunal- und Landespolitikern, mit Veranstaltungen und Sitzungen im Freiburger Schulamt. Bisher durften Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf in Baden-Württemberg in der Regel nur in Modellschulen oder in sogenannte Außen- oder Kooperationsklassen allgemeinbildender Schulen integriert werden, oft nur stundenweise. Seit September 2010 nun lernen Tilman, 7, und Ludwig, 8, an der Anne-Frank-Grundschule in Freiburg im Breisgau, sieben Kilometer von ihrem Zuhause entfernt. Die Schule in Tilmans Stadtteil war nicht bereit, ihn aufzunehmen. »Wir haben keine Ressourcen. Wir können die Kinder nicht betreuen. Die Kinder laufen weg. Wir sind nicht dafür ausgebildet«, hieß es dort. Eine Mischung aus Unwissenheit und der Angst, über das bereits hohe Maß an Belastung hinaus keine weiteren Anforderungen mehr bewältigen zu können.

Die Anne-Frank-Schule hat schon seit acht Jahren Erfahrung mit gemeinsamer Beschulung von Kindern mit und ohne Behinderung. Als die Anfrage vom Schulamt kam, nach einjähriger Pause wieder einige Erstklässler mit Behinderung aufzunehmen, zögerte Schulleiter Edgar Bohn keine Sekunde: »Für mich bedeutet Inklusion der vollständige Einbezug der Kinder in die Klasse. Halbe Sachen mache ich nicht.«

Als das Taxi auf dem Parkplatz der Schule ankommt, werden die Kinder von Mirjam Kerterer empfangen. Sie macht ein Freiwilliges Soziales Jahr an der Schule, und es ist morgens ihre erste Aufgabe, Tilman und Ludwig ins Klassenzimmer zu begleiten. Auf dem Weg dorthin erklimmt Tilman viermal zwölf Stufen, eine gute tägliche Übung für einen Jungen, dessen Körper chronisch unter Spannung ist – dann steht er vor seinem Klassenlehrer Stefan Schmidt-Riese. »Guten Morgen, Tilman. Schön, dass du da bist.« Selbstständig zieht Tilman seine Jacke aus, stopft sie in sein Schließfach, stellt seine Schuhe ins Regal und schlüpft in seine Hauschuhe. Dann schnappt er sich seinen Schulranzen und geht an seinen Platz.

Ein leises Murmeln erfüllt bereits den Raum. Zwei Mädchen heften den Stundenplan an eine Magnettafel. Tilmans Klasse ist eine sogenannte Familienklasse. Kinder der Jahrgangsstufen 1 bis 4 werden hier gemeinsam unterrichtet, frei nach dem Montessori-Prinzip, dass Kinder untereinander die besten Lehrer sind. Dennoch muss der Tagesablauf auf den Fächerkanon der Klassenstufen abgestimmt sein. Neben gemeinsamen Unterrichtsstunden werden die Kinder deshalb immer wieder aufgeteilt, um stufenspezifisch differenzierten Unterricht zu bekommen.

Für Kinder wie Tilman und Ludwig kommt Birgitta Wilhelm drei Tage in der Woche als sonderpädagogische Fachkraft mit in die Klasse. An den zwei übrigen Tagen übernimmt ein Lehrer der Grundschule ihre Aufgabe. »Merkwürdig ist das schon«, sagt Klassenlehrer Schmidt-Riese, »als ob die Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf an den zwei anderen Tagen keinen Förderbedarf hätten.« Letztendlich ist es eine Frage des



Tilman Riedel auf dem Schulhof der Anne-Frank-Schule in Freiburg

Geldes, wie viele Sonderpädagogen die Schulveraltung an inklusive Schulen schicken kann.

Durch die Mitarbeit der Sonderpädagogin ist der Abstimmungsaufwand unter den Lehrern höher geworden. »Das ist anstrengend. Nach 15 Jahren Unterrichtspraxis musste ich mich durch den Teamunterricht völlig umstellen«, sagt Klassenlehrer Schmidt-Riese. »Jeder Handgriff, der bisher gut funktionierte, wird nun abgestimmt, weil jeder von uns seinen eigenen, individuellen Stil hat.« Missen möchte Schmidt-Riese die Zusammenarbeit aber nicht mehr. In jeder Unterrichtsstunde passiere so viel Neues, von dem alle profitierten.

Der Montagmorgen beginnt mit dem Stuhlkreis. Schmidt-Riese holt seine Gitarre und fängt an zu singen. Mädchen und Jungen aus über mehr als sieben Nationen sitzen vor ihm, Migrantenkinder, Akademikerkinder, Hartz-IV-Kinder, Hochbegabte und Kinder mit besonderem Förderbedarf. Jedes Kind mit seiner persönlichen Geschichte, seinen Bedürfnissen und Sehnsüchten. Was für eine Herausforderung für die Lehrer! Wie lässt sich diese Vielfalt, die doch so normal ist, unter einen Hut bringen und jedes Kind so individuell wie möglich fördern?

Ein inklusiver Lehrer sei immer Manager. In der Vorbereitung sei er Komponist, Drehbuchautor und im Unterricht Moderator und Berater, sagt Hans Wocken, Professor für Lernbehindertenpädagogik an der Universität Hamburg. Im Team zu unterrichten, unterschiedliche Leistungsstände managen zu können, Leistung anders zu bewerten, das seien große Bildungsaufgaben. Bis jetzt aber lautet die ehrliche Antwort auf die Frage: Können Lehrer jederzeit allen Kindern gerecht werden? Nein, das können sie nicht. Viel wichtiger ist, dass es eine Haltung gibt, ein Bewusstsein für die Vielfalt.

Die Kinder erzählen vom Wochenende. Es gab Geburtstagsfeiern. Besuche bei Großeltern. Tilman hört aufmerksam zu und gibt über sein Wochenende bekannt: »Geburtstag, feiern, Essen gemacht, Papa.« Es ist ganz still. Aufgrund seiner Behinderung nuschelt und stottert Tilman viel. Das Verstehen fällt schwer. Der Lehrer fragt in die Runde: »Wer hat Tilman verstanden?« Ein Kind meldet sich: »Sein Papa hat am Wochenende auch Geburtstag gefeiert.« Gut zugehört. Obwohl Tilmans Papa gar keinen Geburtstag hatte. Aber Tilman gibt gerne das wieder, was er selber gehört hat, und macht es sich zu eigen. Das ist typisch für sein Lernverhalten: Er imitiert und kopiert perfekt. Hinhören, Abschreiben und Abgucken sind ausdrücklich erwünscht. Tilman lernt inklusiv.

Als der Stuhlkreis zu Ende ist, will die Viertklässlerin Lisa Tilman helfen, seinen Stuhl zurückzutragen, aber er will es selber schaffen. Lisa lächelt und lässt ihn machen.

Acht Uhr dreißig. Auf dem Tagesplan steht nun Freiarbeit. Eine geheimnisvolle Dynamik setzt in der Klasse ein. Leises Geraschel und Geräusche. Hefte und Arbeitsmappen wandern auf die Tische, manche Kinder legen sich mit ihrem Material auf den Teppichboden, andere verlassen den Klassenraum und bauen einen Tisch im Flur auf. Freiarbeit – das heißt: Jedes Kind beschäftigt sich, zum Teil mit Unterstützung des Lehrers, mit dem Lernmaterial, das seinem Lernstand entspricht.

Tilman hat zusammen mit drei anderen Kindern einen Kaufladen aufgebaut. Knabberbrezeln und -fische 1 Cent das Stück. Kekse 2 Cent. Jedes Kind darf für höchstens 10 Cent einkaufen. »Ich nehme 2 Brezeln und 2 Kekse. Tilman, was muss ich bezahlen?« Ein längeres Schweigen. Ein Junge hilft ihm. »2 Kekse kosten 4 Cent und 2 Brezeln 2 Cent.« Die Finger helfen. »6 Cent.« Zufrieden setzt er sich wieder hin.

An einem anderen Tisch im Flur residiert die »Bank«. Ludwig sortiert Geld, zählt es, bildet Mengen und legt es in eine Geldkassette. Zuweilen wandert Wechselgeld zum Kaufladen, und vom Kaufladen wird eingenommenes Geld zur Bank gebracht. Anschaulicher kann das Arbeiten mit Mengen und Teilmengen nicht sein.

Ein Wechsel aus Konzentration und Entspannung, Arbeiten und Träumen. Lernen und Tuscheln bestimmt die Freiarbeit. Nicht jedes Kind arbeitet durchgehend, und die Lehrer können nicht überall präsent sein. Zur Freiarbeit gehören Vertrauen und Gelassenheit, denn es kann auch sein, dass manche Kinder nicht so weit kommen, wie sie eigentlich könnten.

Es sei mehr als eine Herausforderung bei einem Migrantenanteil von 71 Prozent, einem 40-prozentigen Anteil von Kindern aus sozial benachteiligten Familien und den Kindern mit sonderpädagogischem Förderbedarf, allen Schülern gerecht zu werden, sagt Schulleiter Edgar Bohn. Und verrät einen Teil seines Rezeptes: »Die wohlwollend-förderliche Hinwendung zum Kind.« Das sei der Nährboden für eine inklusive Haltung und Praxis.

Nach der großen Hofpause versammeln sich die Kinder in einem Raum im Erdgeschoss zum »Erzähltheater«. Wer traut sich, ein Märchen nachzuerzählen? Quer durch den Kreis wandert die Märchenfeder. Ein Satz folgt dem anderen. Zum Schluss hat die Gruppe das Märchen perfekt wiedergegeben. Viele Kinder, auch stillere, kommen zu Wort. Danach folgen Regelübungen. »Regel 1: Mit dem Kopf nicken, Regel 2: Die Hände auf den Boden.« Wild durcheinander werden verschiedenste Regeln durchexerziert. Wer nicht sofort die richtige Bewegung zur ausgerufenen Regel ausführt, wird auf seinen Stuhl geschickt. Ludwig und Tilman machen begeistert mit. Längst haben auch sie die Regeln verinnerlicht und reagieren schnell. Sie sind mittendrin und scheiden bei Weitem nicht als Erste aus.

Tilman geht gern zur Schule. Er hat ein ausgeprägtes Interesse an Zahlen und Buchstaben, erzählt, lautiert und buchstabiert. Er singt gerne und kickt Fußball. Das alles sind Impulse, die er aus der Schule bekommt.

Auf dem letzten Elternabend wussten die Eltern nichts Außergewöhnliches zu berichten. »Es ist lustiger geworden bei uns in der Klasse«, haben ihre Kinder erzählt. Ansonsten sei alles normal. Wenn diese schulische Normalität in jedem Dorf und jedem Stadtteil angekommen ist und Kinder nicht mehr mit Taxis zur Schule transportiert werden müssen, nur weil sie ein bisschen anders sind – dann hätte die Inklusion ihr Ziel erreicht.

Der Autor ist der Vater von Tilman und hat für diesen Text einen Tag mit ihm in der Schule verbracht

Fortsetzung von S. 67

ZEIT: Glauben Sie, das Thema könnte wieder verschwinden, weil die aktuellen Skandale fehlen?

Bergmann: Natürlich kenne ich diese Sorge. Das Thema sexueller Missbrauch ist unbequem, kompliziert, eigentlich hat keiner Lust, sich damit zu beschäftigen. Für einen dauerhaft offenen Umgang damit brauchen wir öffentlich sichtbare Kampagnen, gerade auch wenn wir wollen, dass die Menschen umdenken, aus der Tabuzone herausfinden und endlich aufhören, die Täter zu schützen.

ZEIT: In der Vergangenheit wurden Täter vor allem geschützt, weil viel geschwiegen, verleugnet und kaum Anzeige erstatter wurde. Wie denken Sie über eine Anzeigepflicht?

Bergmann: Die Verfahren für die Betroffenen sind oft so aufreibend und traumatisierend, dass eine generelle Anzeigepflicht unter den derzeitigen Bedingungen nicht ohne Weiteres zu bejahen ist. Es bleibt jedoch unerträglich, dass die Täter davonkommen, nur weil man den Betroffenen kein Verfahren zumuten möchte. Das sieht die Justiz ähnlich. Der Runde Tisch hat sich bereits mit einem Gesetz zur Verbesserung im Opferschutz befasst.

ZEIT: Egal, ob Anzeigepflicht oder Präventionsleitlinien, vieles wird auf Selbstverpflichtungen hinauslaufen. Kann das genügen, um Kinder und Jugendliche wirksam vor sexuellem Missbrauch zu schützen?

Bergmann: Da hilft nur eine breite gesellschaftliche Aufklärung. Eltern zum Beispiel müssen ermutigt werden, Schulen und Kindergärten mit dem Thema zu konfrontieren. Sie müssen Fragen stellen: Wer betreut meine Kinder auf der Ferienfreizeit? Verlangt die Einrichtung von jeder Mitarbeiterin und jedem Mitarbeiter ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis? Eltern dürfen sich nicht mehr abspeisen lassen. Sicherlich ist auch das Führungszeugnis noch kein Patentrezept, aber es dient dem Schutz der Kinder. Wir wissen aus der Pädophilienszene, dass dort Vereinsadressen gehandelt werden mit Hinweisen darauf, wo man genauer hinschaut und wo nicht.

ZEIT: Die hohe Zahl an Missbrauchsfällen in den Familien wird man damit aber nicht reduzieren?

Bergmann: Dem familiären Missbrauch lässt sich am besten über eine Sensibilisierung der Verantwortlichen in den Institutionen begegnen. Die Erfahrung zeigt, dass Kinder sich in Kindergärten oder Schulen durchaus Personen suchen, denen sie sich anvertrauen. Dann kommt es darauf an, wie diese mit der Situation umgehen. Dafür müssen Lehrkräfte, Erzieherinnen und Erzieher besser geschult und fortgebildet werden. Die Beratungsstellen brauchen mehr Kapazitäten, denn sie müssen die ersten Anlaufstellen für alle sein, die sich mit dem Thema konfrontiert sehen. Natürlich auch für mitwissende Familienangehörige, die sich aufgrund von Abhängigkeits- und Machtverhältnissen nicht trauen, den Missbrauch aus der Fami-

lie hinauszutragen. Uns hat eine Mutter angerufen, die nach ihrem eigenen Missbrauch durch den Vater nicht verhindern konnte, dass sich dieser auch an ihrer Tochter vergreift. Die Mütter leiden in solchen Fällen unter enormen Schuldgefühlen.

ZEIT: Wer kümmert sich um die Spätfolgen und Langzeitschäden von sexuellem Missbrauch?

Bergmann: Das ist ein Thema, das mir sehr am Herzen liegt. Betroffene brauchen oft sehr lange therapeutische Unterstützung. Viele von ihnen haben Essstörungen entwickelt, Depressionen, haben mehrfache Selbstmordversuche und wiederholte Psychiatrieaufenthalte hinter sich. Der Runde Tisch hat das Thema Therapie bisher kaum angefasst. Dafür müsste auch der Gesundheitsminister mit in der Runde sitzen. Es geht um zusätzliche Hilfen und eine erweiterte Kostenübernahme. Bestimmte Kreativtherapien oder traumatherapeutische Behandlungen werden von den Krankenkassen nicht gezahlt, helfen den Betroffenen aber besonders gut. Es gibt Betroffene, die Tausende von Euro für Therapien ausgegeben haben. Das muss sich ändern. Solche Hilfen müssen zugänglich sein. Schneller und unkomplizierter als bisher, ohne lange Wartezeiten auf einen Platz. Es geht aber auch um die Fragen, wie sich ein geeigneter Therapieplatz finden lässt und ob Therapeutinnen und Therapeuten ausreichend auf das Thema Missbrauch vorbereitet sind. **ZEIT:** Die Politik wird nicht gerade begeistert sein. Man wird versuchen, das Thema auszuiszen. Was macht Ihnen dennoch Hoffnung, dass

wir nicht wieder in dieselbe ignorante Grundhaltung gegenüber sexuellem Missbrauch zurückfallen wie vorher?

Bergmann: Natürlich muss die Umsetzung der Empfehlungen begleitet werden, es wäre ein fatales Zeichen gegenüber allen Betroffenen, wenn die Politik jetzt nicht ihre Hausaufgaben machen würde. Was das Bewusstsein in der Gesellschaft angeht, bin ich optimistisch. Hier gibt es etliche Beispiele dafür, dass sich der Umgang mit sexuellem Missbrauch verändert hat. Ein Vorfall in einem Berliner Sportverein hat das gezeigt oder auch der Missbrauch an einem Kind auf einer Intensivstation. In beiden Fällen haben die Eltern dem Kind sofort geglaubt, sich an die Institution gewandt, und diese hat gehandelt und Konsequenzen gezogen. Wenn der Grundsatz »Dem Kind muss geglaubt werden« wirklich überall verinnerlicht wird, dann kommen wir nicht mehr in die Gefahr, Täter anstatt Opfer zu schützen.

ZEIT: Lässt sich eine Aufgabe wie die Ihre so einfach mit einem Abschlussbericht beenden? Werden Sie weitermachen?

Bergmann: Die Anlaufstelle und ich selbst stehen noch bis Ende Oktober zur Verfügung. Es ist eine meiner dringenden Empfehlungen, diese Anlaufstelle weiterzuführen. Nach wie vor bekommen wir jeden Tag Anrufe und Briefe. Die Menschen brauchen lange, bis sie sich melden. Wenn sie so weit sind, darf da kein Loch sein. Dann müssen sie wissen, wohin sie sich wenden können.

ZEIT: Was ist die wichtigste Erfahrung aus diesem Jahr?

Bergmann: Wie wichtig es ist, den Betroffenen zu glauben. Auch wenn es unangenehm ist und richtig wehtut, auch wenn man das alles kaum ertragen kann. Aber wenn man wirklich helfen will, muss man sehr genau hinhören. Bei den ersten Berichten dachte ich noch: Das gibt's doch alles gar nicht. Inzwischen denke ich: Das Schlimmste hast du wahrscheinlich noch gar nicht gehört.

Das Gespräch führte JEANNETTE OTTO